

Concert erregt, das man hören kann. Sie zeigt sich dann aber auch in dem höchsten Glanze ihrer Toilette. Ihr Benehmen gefällt der Mannschafft immer außerordentlich. Sie überhäuft die Schiffe zum Danke für den Kanonendonner mit gebratenen Schweinen und herrlichem Obst und alle Magen wissen ihr für diese zarte Aufmerksamkeit Dank.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir gestehen, daß die Taitier ihre Königin trotz deren nicht eben königlichen Benehmen und trotz dem Mangel aller Majestät oder vielmehr wegen dieses Mangels, bis zur Vergötterung lieben. Die Begeisterung und die Achtung, mit welcher sie von ihr sprechen, sind so groß, daß man sich bei uns keine Idee davon machen kann. Diese naiven Insulaner sprechen den Namen ihrer Königin fast nie aus, ohne die Hand auf ihr Herz zu legen, ja nicht selten treten ihnen dabei die Thränen in die Augen. Aus diesem Grunde sind denn auch die kleinen Reisen, welche Pomare Wahine macht, wahrhafte Triumphzüge. Ihre freudetrunkenen Unterthanen drängen sich überall um sie. In der Nacht brennen Tausende von Bambusfackeln an der Küste, auf den Bergen und in den Thälern und Jedermann ergreift begierig diese Gelegenheit, alle seine Kenntnisse und Erfahrungen in der Kochkunst aufzubieten und Leckerbissen zu bereiten.

Der Verfasser dieser Zeilen sah sie vor ungefähr fünf Jahren. Sie kam auf das Schiff, um da einen

unbedeutenden Vertrag zu unterzeichnen. Sie stand damals im 26. Jahre; ihre Züge waren ziemlich regelmäßig; sie hatte große, lebhaft, glänzende Augen, schönes Haar und die herrlichsten Zähne. In dem Gesamtausdruck ihres Gesichtes lag eine Gutmüthigkeit und Intelligenz, die für sie einnahmen, und sie hatte sich ziemlich gut conservirt in einem Lande, wo der Frühling der Frauen so kurz ist; sie ist aber in Folge ihrer Organisation, ihrer Lebensweise und ihres Mangels an Sorgen vorzeitig zu dick geworden, was dem Eindrucke schadet, den sie sonst wohl machen würde und den sie früher gemacht haben muß; sie war, wenn man den Reisenden glauben darf, die sie damals sahen, eine der schönsten und anmüthigsten Frauen von Taiti.

In den mehr oder minder diplomatischen Unterredungen, welche sie mit den Fremden hat, ist sie anfangs verlegen, schlägt die Augen nieder und benimmt sich linksch; sobald man sie aber durch einige wohlwollende Worte und einige Gläser Wein oder Brantwein beruhigt hat, wird sie eine ächte Taitierin, heiter, lachlustig und hingebend. Sie schwagt dann, knüpft mit dem Ersten Besten ein Gespräch an und spricht den ganzen Tag, ohne sich darum zu kümmern, ob man sie verstehe.

Sie ist, Alles in Allem, eine vortreffliche gutherzige Frau.

Jagdabenteuer.

Von allen berühmten Jagdfreunden, deren Thaten die englischen Zeitungen der Nachwelt mittheilen zu müssen geglaubt haben, ist der Herausgeber der *Excursions, adventures and field sports in Ceylon*, der Oberst Campbell, offenbar einer der leidenschaftlichsten, unerschrockensten und glücklichsten. Wir können ihm auf der interessanten Laufbahn nicht Schritt für Schritt folgen, wollen aber seinem Tagebuche wenigstens einige seiner glänzendsten Siege über Elephanten, Büffel, Hirsche, Vögel, Alligatoren und Fische auf Ceylon entlehnen.

Auf der Fahrt nach der Insel Ceylon hat der Oberst fortwährend nach den Vögeln geschossen, die um das Schiff herflogen, oder Harpunen nach den Fischen geworfen, die im Wasser spielten. Am Vorgebirge der guten Hoffnung versuchte er, aber vergebens, sich an das Land setzen zu lassen, um einige wilde Thiere zu schießen, und gleich nach seiner Ankunft auf Ceylon überließ er sich mit einer wahren Wuth seiner Lieblingsleidenschaft. — Allerdings muß man ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinen Vergnügungen die Pflicht nie opferte; er jagte und fischte

erst, nachdem er die Obliegenheiten seines Amtes erfüllt hatte.

Er wohnte nach einander in Galle und Colombo; der Küstenstrich, der diese beiden Hafenplätze trennt, ist zu gut bevölkert, als daß die Elephanten, die Büffel, die Eber, die Alligatoren und andern Bestien ihre Streifzüge bis dahin auszudehnen wagen sollten. Die erste wichtige Expedition des Obersten war gegen die Alligatoren der Seen von Bovegodde in der Nähe von Galle gerichtet. Er hatte den Wunsch geäußert, einer Jagd oder vielmehr einer Fischerei von Alligatoren beizuwohnen und die Bewohner beeilten sich, ihm dieses Vergnügen zu verschaffen.

»Ich wurde,« sagte er, »sehr unangenehm enttäuscht. Ich wohnte allerdings einem schrecklichen Blutbade bei, dasselbe konnte aber nur Ekel in mir erregen. Die Alligatoren waren so zahlreich, daß man sie nicht aufzusuchen brauchte; es fand kein Kampf zwischen ihnen und ihren Henkern statt; sie ließen sich ohne Widerstand mit großen und schweren Spießen erstechen. Ich war dieser Mezelei bald müde und ließ von Galle einen geschickten Schlosser kommen, den ich ersuchte, mir für den nächsten Tag eine kleine Harpune in der Form eines Dreizacks zu machen. Damit hoffte ich Alligatoren zu fangen, wie man in England Lachse fängt. Die Bewohner der Umgegend spotteten zwar über mich, sammelten sich aber in großer Anzahl am Ufer des tiefsten und entlegensten Sees, an welchem ich meine Versuche machen wollte.«

»Ich nahm in einem Boote einen Eingebornen mit mir, dessen Klugheit und Geschicklichkeit ich am Tage vorher bemerkt hatte. Kaum hatte er einige Male die Harpune in das dichte Rohr geworfen, als er einen ungeheuern Alligator traf. Sobald dies geschehen war, ließ er den Stiel der Harpune los, an welchem sich ein langer Strick befand, und das verwundete Thier zog uns rasch über den See hin; allmählig wurde diese Fahrt langsamer und endlich blieb das Thier bewegungslos auf dem Boden des Sees liegen. Wir r endeten uns nun an das Ufer, warfen den versammelten Zuschauern das Ende des Seiles zu und sie halfen das schon halb todte Opfer aus dem Schlamm herausziehen. Trotz der Härte seines Panzers war die Harpune bis in die Mitte

des Körpers gedrungen. Der Alligator war ungefähr sechs Klafter lang.«

»Unser zweites Zusammentreffen mit den Alligatoren der Seen von Bovegodde endigte in einer Niederlage. Nach kurzem Widerstande entkam uns der Gegner, mit dem wir es zu thun hatten. Ein dritter, der seinen Platz einnahm, war weniger glücklich, aber der Sieg wäre uns beinahe theuer zu stehen gekommen. Sobald das Thier sich von der Harpune getroffen fühlte, entfloh es so hastig, daß mein Begleiter, der das Seil hielt, aus dem Boote in das Wasser fiel. Da er nicht schwimmen zu können schien, packte ich ihn an seinem einzigen Haarbüschel, aber ich wagte es nicht, ihn in das Boot hereinzuziehen, weil ich fürchtete, dasselbe würde umschlagen. Nachdem ich ihn von dem Seile freigemacht hatte, das unser verwundeter Gegner mit der Harpune mit fortnahm, wendete ich mich dem Ufer zu, während ich mit der einen Hand so gut als möglich ruderte, mit der andern dagegen den Kopf meines unglücklichen Begleiters an dem Haarbüschel über dem Wasser hielt. Zum Glück trafen wir nicht auf Alligatoren. Als wir das Land erreicht hatten, stieg er ohne Zögern zu mir in das Boot und wir kehrten auf den See zurück, um unser Fischereigeräthe und unsere Beute zu holen. Bald bemerkten wir denn auch das Seil und nachdem wir dasselbe ergriffen, uns auch überzeugt hatten, daß der Alligator nicht entkommen sei, ruderten wir von neuem dem Ufer zu. Anfangs folgte uns das Thier ziemlich willfährig, mit einemmale aber blieb es unbeweglich auf dem Boden liegen und stellte sich todt. Wir mußten es unter dem Jubelruf der Zuschauer an das Land ziehen; aber es lebte noch und schickte sich an, gegen die, welche sich ihm nähern würden, unzweifelst sich zu vertheidigen. Es schlug wüthend mit dem Schwanz um sich, drohete uns mit seinen fürchterlichen Zähnen und stieß einen gewissen seltsamen Ton aus. Einige Lanzenstöße machten seinem Todeskampfe ein Ende.«

»Trotz meinen Siegen wollten die Eingebornen, wenn sie auch über mein Verfahren nicht mehr lachten, dasselbe nicht annehmen; sie zogen vielmehr das ihrige vor, das sie für sicherer und schneller wirksam hielten, denn am andern Tage richtete sich plötzlich ein ungeheuer großer Alligator, den ich mit meiner Harpune

getroffen hatte, vor mir im Wasser empor und warf mir so fürchterliche Blicke zu, daß ich rasch nach meinem Gewehre griff und ihm eine Kugel in den Kopf jagte. Dieser Vorfall hatte kein Unheimliches für einen Jäger, aber er entzog der Harpune alles Ansehen, das sie sich erworben hatte.«

Von den Ufern der Seen von Bovegodde begeben wir uns nun an die des Sees Rogale, wo wir einer Hirschjagd beiwohnen werden.

»Die Gegend, die ich gewählt hatte,« sagt der Oberst Campbell, »war am Tage vorher mit der größten Sorgfalt gemustert worden. Es war eine Reihe reizender bewaldeter Hügel, die durch Reisfelder und sumpfige Wiesen von einander getrennt wurden, auf die früh und Abends das Wild aus den benachbarten Dickichten und Wäldern herauskam. Von der höchsten Spitze dieser Hügel führte ein sanfter Abhang an den schönen stillen See Kopale, ein bereitstehendes Boot sollte uns in den Stand setzen, die Jagd fortzusetzen, wenn das Wild in das Wasser getrieben würde. Da ich in dieser Zeit von den Alligatoren nichts zu fürchten hatte, nahm ich meinen Hund Bran mit. Wir brachen lange vor dem Erscheinen jenes prachtvollen rothen Streifens am östlichen Horizonte auf, welcher auf Ceylon gewöhnlich der Morgenröthe vorausgeht. Wir waren so zahlreich und verhielten uns so still, als wenn wir eine feindliche Festung stürmen wollten. Bald indeß trennten wir uns, um einen großen Bogen zu bilden, dessen beide Enden sich auf zwei entgegengesetzte Punkte an den Ufern des Sees stützen sollten und als alle Vorbereitungen zu Ende waren, als alle unsere Leute die ihnen angewiesene Stellung eingenommen hatten, gab ich selbst das Jagdsignal, indem ich auf dem linken Flügel zwei Schüsse abfeuerte, die Herr F. auf dem rechten beantwortete. In demselben Augenblicke verkündigte uns das Geschrei der Treiber und der Lärm der Trommeln und Pfeifen, daß man unsere Signale verstanden hatte und unser kleines Heer sich langsam nach dem See zu in Bewegung setzte.«

»Als die Sonne endlich in ihrem ganzen gewöhnlichen Glanze aufging, wurde das Schauspiel, das wir vor Augen hatten, von Minute zu Minute belebter und interessanter. Das Geschrei und die Musik

nahm an Stärke zu, in dem Maße wie die Treiber sich uns näherten. Plötzlich stürzten sich fünf oder sechs Damhirsche aus dem Walde von einer Seite, wo derselbe das Seeufer fast berührte; kaum aber hatten sie sich umgesehen, als sie eilig in den Wald zurückkehrten. Ein anderer Hirsch mit prächtigem Geweihe, dem eine Schaar Pfauen und Fasanen vorausging und dem mehrere Wildschweine und Büffel folgten, erschien, und verschwand in derselben Weise etwas weiter hin. Wir erblickten allmählig unsere Treiber an den lichten Stellen und erwarteten mit lebhafter Unruhe das Resultat meines Versuchs. Zwei Hirsche und eine große Anzahl Pfauen kamen jetzt dicht neben uns aus dem Dickicht heraus, aber wir mochten nicht schießen, weil wir immer noch hofften, die Jagd würde in dem See endigen. Als die Reihe der Treiber an zwei Stellen durchbrochen war, als die Pfauen, die Fasane und die andern Vögel mit traurigen und wildem Geschrei über unsern Köpfen hin fortgeflogen waren, traten wirklich drei prächtige Hirsche bis an den Rand des Wassers, blieben da einen Augenblick stehen sahen sich besorgt um, stürzten sich dann sämmtlich gleichzeitig in das Wasser und schwammen nach dem entgegengesetzten Ufer zu.«

»Wir verfolgten sie sogleich mit lautem Geschrei, das von den Treibern am Ufer wiederholt wurde. Einige der Leute folgten uns sogar in ihren Böten. Wir hatten die Hirsche bald erreicht und Bran, den ich nicht mehr zurückhalten konnte, sprang in das Wasser und packte einen der Hirsche am Ohre. Damit der andere Hirsch, der uns ganz nahe kam, uns nicht entgehe, schoß ich ihm eine Kugel in den Kopf; er versank sogleich und kam nicht wieder an die Oberfläche empor. Während wir Bran zu Hilfe kamen, erreichte die Hirschkuh, obwohl sie durch F. angeschossen war, das andere Ufer und floh in das Dickicht hinein. Als wir uns dem unglücklichen Hirsche näherten, den mein Hund nicht losgelassen hatte, war er völlig erschöpft und beinahe ertrunken. Wir warfen einen starken Strick um sein Geweih und seinen Hals und zogen ihn so im Triumph an das Land, wo ihn unsere Leute jubelnd erwarteten. Das arme Thier war noch nicht todt als wir es an's Land brachten, auf meinen Befehl wurde aber sogleich seinen Leiden ein Ende gemacht.«

Der Oberst Campbell drang allmählig immer weiter in das Innere der Insel hinein und sah sich endlich jenen wilden Thieren gegenüber, die er in der Nähe von Galle und Colombo vergebens gesucht hatte. Als ihm später das Commando in den Provinzen von Randy übertragen wurde und er seine Wohnung in Kurunagalla, dem Hauptorte, nahm, hatte sein Glück keine Grenze mehr. Er traf mehrmals auf Büffel, auf Eber und Elephanten, deren Bekanntschaft er wahrscheinlich lieber nicht gemacht haben würde. Die nachstehenden Episoden werden indeß beweisen, daß es ihm weder an Muth, noch an Geistesgegenwart fehlte.

»Zu Ende einer Jagd,« sagt Campbell, »als wir mit aller erdenklichen Vorsicht zu unserm Lager zurückkehrten, wären wir beinahe Opfer unserer Tollkühnheit geworden. Der Boden war überall mit Fährten wilder Thiere bedeckt, wir zogen indeß lange hin, ohne irgend etwas Gefährliches zu treffen. So gelangten wir in trügerischer Sicherheit an das Ufer eines Sumpfes, der mit einem dichten Walde von Blumen, Bambus und Rohr bewachsen war und aus welchem eine ungeheure Heerde von Büffeln herabstürzte; ich hatte nie furchtbarere und wüthendere gesehen. Wir wußten wohl, daß es unter solchen Umständen das Sicherste und Klügste ist, die Waffen nicht zu gebrauchen, denn selbst wenn wir einige der Thiere verwundet und getödtet hätten, würden die andern sicherlich sich auf uns gestürzt haben. Wir banden Bran an und zogen uns langsam zurück, in dem wir stolz unsere wüthenden Feinde betrachteten, die ganz mit Roth bedeckt waren und deshalb nur um so furchtbarer aussahen. Sie verfolgten uns fortwährend, indem sie aus dem Sumpfe herauskamen, in welchem sie sich gewälzt hatten, scharrten den Boden mit den Beinen und Hörnern auf und bedrohten uns mit grauenhaftem Gebrüll.«

»Mehrere von uns wünschten, glaube ich, lebhaft, ihnen den Rücken zuzuwenden und die Flucht zu ergreifen, zum Glück bewahrten wir aber unsere Kaltblütigkeit und handelten klüger. Zeit war es freilich, daß wir ein Rettungsmittel zu finden suchten, denn obgleich die Büffel langsam näher kamen, schienen sie doch Lust zu haben, einen Angriff gegen uns zu machen. Wir zogen uns deshalb, immer rückwärts gehend, nach

einem Baume in der Nähe zurück, auf den man leicht hinaufsteigen konnte, und mit Hilfe der Malaien flüchteten wir uns alle auf die Zweige des Baumes hinauf, mit Ausnahme des Capitains K., der zu spät ankam und, da ihm nichts Anderes übrig blieb, so schnell davon lief, als ihn seine Beine tragen wollten. Seine Schnellfüßigkeit rettete ihn, denn kein Büffel verließ die Heerde, um ihn zu verfolgen, und wir hatten ihn bald aus dem Gesicht verloren.«

»Wir rächten uns. Da wir auf den starken Ästen des rettenden Baumes saßen und vor den Angriffen unserer Feinde vollkommen sicher waren, schossen wir auf zwei Büffel, welche die wüthendsten zu sein, und die Heerde anzuführen schienen. Einer stürzte, um nie wieder aufzustehen, der andere wurde, schwer verwundet, einen Augenblick in seinem Laufe durch meinen Hund Bran aufgehalten; aber das muthige Thier mußte seine Beute loslassen, denn die ganze Heerde stürzte sich auf dasselbe, wie einzelne gegen den Baum, der uns seinen so nöthigen Schutz gewährte. Ihre Wuth war wahrhaft staunenswerth, aber nachdem zwei andere Kugeln zwei neue wohlgewählte Opfer niedergeworfen hatten, fingen wir an zu schreien. Dies bewog sie denn endlich die Flucht zu ergreifen und Bran that alles, was er vermochte, dieselbe zu beschleichen.«

»Als Alles sicher war, stiegen wir von unserer Feste herunter und kehrten, nachdem wir die verwundeten Büffel getödtet hatten, in das Lager zurück, in dem Gefühle des Glückes und des Stolzes aus einer so gefährlichen, wenn auch für einen ächten Jäger so angenehmen Lage mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Man erwartete uns in der höchsten Angst. Unsere Leute hatten den Capitain K. allein, erschöpft, außer Athem, bleich und zitternd zurückkommen sehen und seine Erzählung von den Gefahren, denen er wie durch ein Wunder entgangen war, versetzte sie in solchen Schrecken, daß sie sich sicherlich nach allen Richtungen hin zerstreut haben würden, wenn sie mit den Örtlichkeiten besser bekannt gewesen wären. Sie fürchteten uns nicht wieder zu sehen, und bei dem geringsten Geräusche, das sie hörten, glaubten sie, die von einem ersten Siege ermunterten und berauschten Büffel griffen sie an, durchbohrten sie mit den Hörnern, traten sie mit den Beinen etc. Unsere Ankunft erregte also doppelte Freude in

ihnen und ich kann gestehen, daß wir kaum jemals so vergnügt waren und eine so gute Mahlzeit hielten.«

»Nach Beendigung derselben machte ich, ehe ich mich zur Ruhe legte, die Kunde. Die Feuer waren angezündet, die Schildwachen auf den Posten. Anfangs hatte ich die Absicht gehabt, in den Wald bis an die Stelle zurückzukehren, wo die todten Büffel lagen, ich mußte aber leider diesen Plan aufgeben. — Die Sterne funkelten am Firmamente; Myriaden leuchtender Insecten flammerten von Busch zu Busch; eine tiefe Stille herrschte um mich her, aber in der Ferne hörte ich ein so entsetzliches Concert von Geheul, Geknurre, Gebrüll und Gebelle, daß ich es für räthlich hielt, mich von meinem Zelte nicht zu entfernen. Aus dem Lärme, den ich vernahm, schloß ich, daß sich mehrere hunderte von wilden Thieren um den Besitz der todten Büffel stritten. Welch seltsames Schauspiel mußte dieses Schlachtfeld gewähren! Und was hätte ich darum gegeben, wenn ich ihm hätte beiwohnen können, ohne gesehen zu werden.«

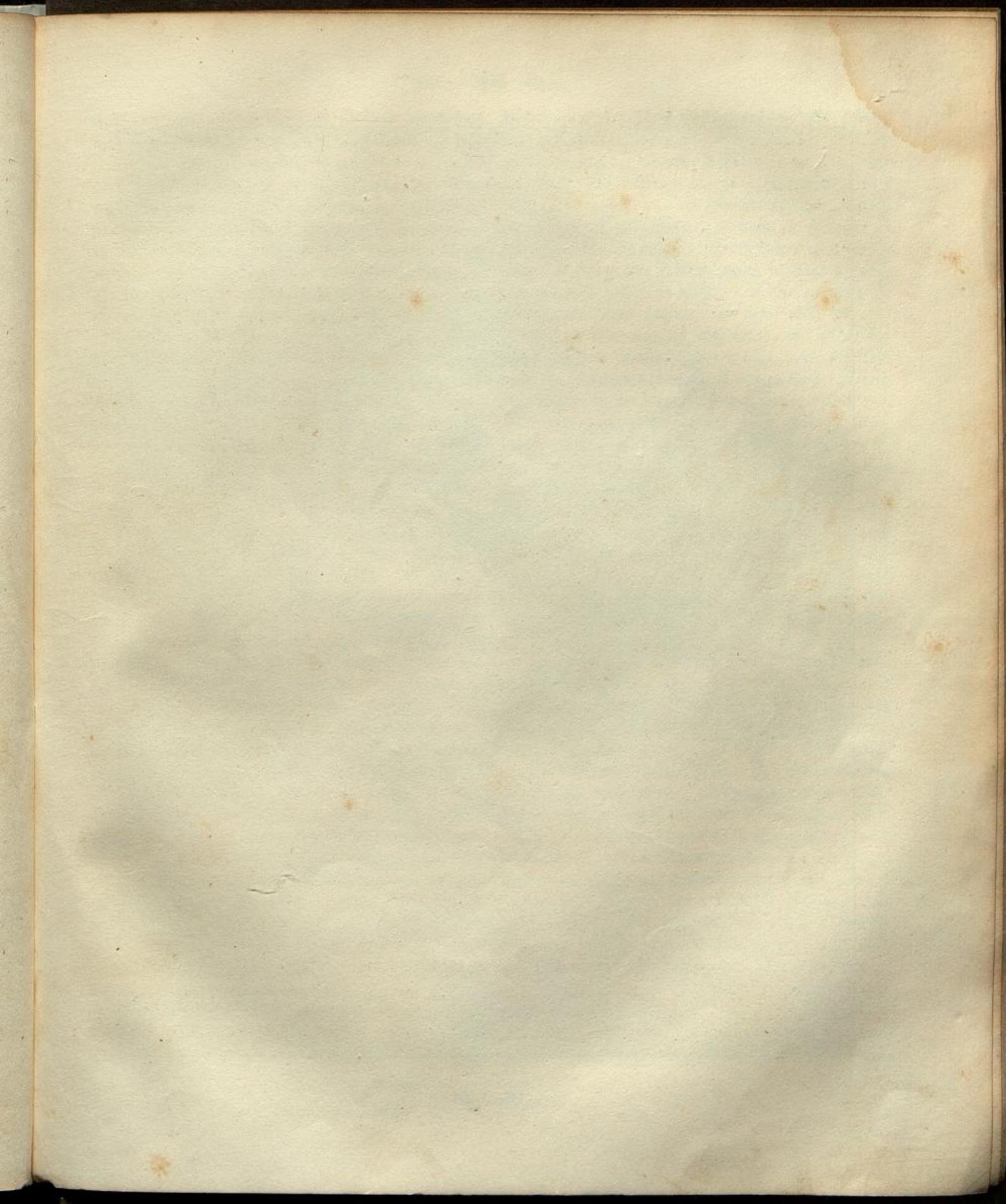
Der Büffel ist das uncivilisirteste Thier, das die Insel Ceylon nährt. Er schont weder Alter noch Geschlecht, und greift ebenso brutal die schwachen schutzlosen Frauen an, welche spazieren gehen ohne an ihn zu denken, wie den rüstigen Jäger, der ihn aussucht, um ihn zu erlegen. Zum Glück ist er so dumm als wild; bei etwas Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart ist man fast immer sicher, ihm zu entgehen oder ihn selbst in die Flucht zu treiben. Das nachstehende Abenteuer, das einer jungen Dame begegnete, deren Wirth der Oberst Campbell war, dürfte als Beispiel dienen.

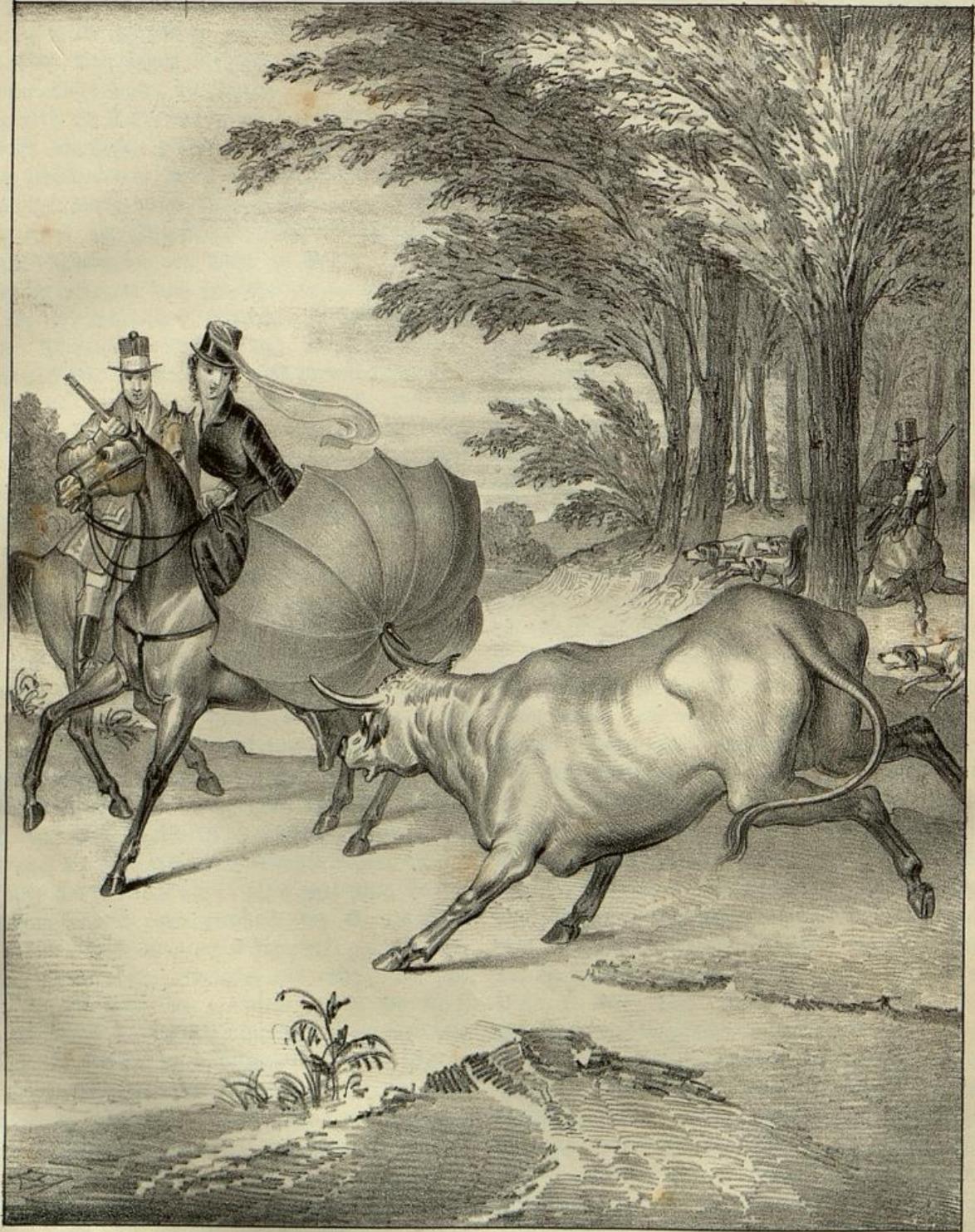
Der Oberst Campbell hatte zwei seiner Landsmänninnen gastlich aufgenommen, Mrs. S. und Mrs. D., deren Charaktere und Neigungen gänzlich verschieden waren. So entschlossen und muthig Mrs. D. war, so schüchtern und furchtsam erwies sich Mrs. S.; alles was die Heiterkeit der erstern erregte, verursachte der letztern einen solchen Schrecken, daß sie besinnungslos wurde. Mrs. D. träumte nur von Wanderungen im Walde, von Elephanten- und Tigerjagden etc.; Mrs. S. wagte sich kaum hundert Schritte von dem Hause ihres Wirthes zu entfernen, selbst in Begleitung einer Anzahl bewaffneter Jäger. Eines Abends hatte sich Mrs. S. in ihr Zimmer begeben

und sich ausgekleidet; nachdem sie alle erdenkliche Vorsicht gebraucht hatte, damit sie von keinem wilden Thiere geängstigt werden könne, legte sie sich nieder. Aber o Schrecken! In dem Augenblicke, als sie sich ausstreckte, stießen ihre Füße an etwas Warmes, Weiches, Haariges. Die Füße zurückziehen, aus dem Bette springen, die Thüre öffnen und die entsetzlichsten Angsttöne ausstoßen, war das Werk eines Augenblickes. »Auf dieses Geschrei,« sagte der Oberst Campbell, »eilten wir alle in der einfachsten Kleidung herbei, Männer und Frauen, Neger und Weiße. Mrs. S. zeigte, bleich und zitternd auf das schreckliche Bett, weigerte sich aber, demselben sich zu nähern. S. und ich bewaffneten uns mit großen Stöcken und gingen, unterstützt von D. vorsichtig auf das Versteck des wilden Thieres los, von dem wir unser Haus und die Insel Ceylon zu befreien fest entschlossen waren. Aber wie groß war unsere Überraschung, als wir die Bettdecke emporhoben und eine kleine hübsche Kaze erblickten, die uns schelmisch ansah. Wir brachen alle in ein unmäßiges Gelächter aus und Mrs. S. selbst mußte gestehen, daß wir ein Recht hatten, über ihre lächerliche Angstlichkeit zu spotten.«

»Einige Tage nachher spielte Mrs. D. ihrerseits die Hauptrolle in einem Abenteuer, das nicht minder heiter endigte, das aber einen tragischen Ausgang hätte nehmen können. Diese unerschrockene Amazone erbot sich, den Oberst Campbell auf einer seiner Jagden bis an das entfernteste Ende eines schönen Sees in der Nähe zu begleiten, wo in der vorigen Woche durch ein großes Treiben eine bedeutende Anzahl Hirsche, Wildschweine, Büffel und Elephanten zusammengebracht worden waren. Sie folgte auf einem kleinen arabischen Pferde dem Obersten Campbell und ihrem Manne, die zu Fuße waren. Ein Diener, der auf das Pferd zu achten hatte, begleitete sie; zwei Malaien und Bran waren ebenfalls von der Partie.«

»So kamen wir,« erzählt der Oberst, »an das Ufer des Sees an die Stelle, wo man die schönsten Ausichten hat, und da ich Mrs. D. das merkwürdige Schauspiel einer Vögeljagd zu geben wünschte, ließen wir sie mit ihrem Diener allein, da es uns nicht in den Sinn kam, daß sie irgendwo einer Gefahr ausgesetzt sein könnte. Kaum aber hatten wir uns ent-





Die Jagd.

fernt und einige Schüsse gethan, als ein ungeheurer Büffel aus dem Dickicht herausstürzte und als er Mrs. D. bemerkte, wüthend auf sie und ihr Pferd zurannte. Zum Glück verlor sie ihre Geistesgegenwart nicht. Sie riß sogleich ihrem Diener einen großen Regenschirm aus der Hand und öffnete denselben plötzlich vor dem fürchterlichen Thiere, das nur noch einige Schritte von ihr entfernt war. Bei dem Anblicke dieser seltsamen so plötzlich erschienenen Schranke erschrock der Büffel so gewaltig, daß er sogleich stehen blieb, dann umkehrte und eilig entfloh. In dem Augenblicke, als er im Galopp davon lief, trat ich aus dem Dickicht heraus, aber er war bereits außerhalb der Schußlinie und ich mußte mich damit begnügen, ihm Bran nachzuhegen. Als wir bei der Dame ankamen, lachte sie laut auf über die Angst und Furcht des Büffels, die arme Mrs. S. aber fiel in Ohnmacht, als man ihr Abends nach unserer Rückkehr das spaßhafte Abenteuer erzählte.

Die Tiger sind auf Ceylon selten geworden, gleichwohl hatte der Oberst Campbell mit diesen Thieren mehrere Kämpfe, die er so viel als möglich friedlich beizulegen sich bemühte. »Eines Abends,« erzählt er, »wartete ich allein am Ufer eines Sees auf die Ankunft der Schnepfen, denn ich hatte meine Malaien mit dem Auftrage fortgeschickt, das Boot anzubinden und den Ertrag meiner Fischerei zu bewachen. Da ich meinen Hund nicht zurückkommen sah, ging ich um das kleine Dickicht herum, in welchem er verschwunden war. Ich sah, daß er im Boden scharrete, als wolle er eine Ratte oder ein anderes kleines Thier finden, das er witterte. Da ich fürchtete, er möge an eine Schlange gerathen, rief ich ihn aus Vorsicht zurück; als ich mich aber umsah, erblickte ich zu meinem großen Schrecken einen Tiger, der zwischen dem Rohr kauerte und seine gierigen Augen auf meinen nichts ahnenden Hund heftete. Meine Doppelstunte war nur mit Blei geladen. Ich ließ sogleich in jedes Rohr eine kupferne Kugel gleiten und rief laut meine beiden Malaien zu Hilfe, weil ich hoffte, der Lärm würde den Tiger erschrecken und in die Flucht treiben. Zum Glück für ihn und für mich, sah Bran den Tiger nicht; denn hätte er ihn gesehen, so würde er sich sogleich auf ihn gestürzt haben und vor meinen

Augen als Opfer seines Muthes gefallen sein. Mein Ruf hatte die Folge, die ich erwartete; der Tiger heftete, mit einem dumpfen Knurren, seine funkelnden Augen auf mich. Dieser nur zu ausdrucksvolle Blick erregte, ich gestehe es, ein gewisses Gefühl in mir, das ich indeß niederkämpfte. Nachdem er mir so seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben hatte, zog sich der Tiger langsam in das Dickicht zurück, während ich mich meinerseits so höflich als möglich dem See zu entfernte, meinen schrecklichen Gegner aber dabei nicht aus den Augen ließ. Ich war fest entschlossen, nur in der äußersten Noth zu schießen und der Leser wird sich leicht meine Freude denken können, als ich den Tiger zu meiner Rechten hinter einigen Bäumen verschwinden sah. In demselben Augenblicke kamen meine Malaien außer Athem herbei. »Es ist ein großes Glück für Sie, daß Sie nicht geschossen haben,« sagten sie; »denn wenn Sie den Tiger gefehlt oder nur verwundet hätten, würde er Sie unfehlbar zerrissen haben.« Unterdessen war es meinem Hunde gelungen, den Kopf und Hals in das Loch, das er größer gescharrt hatte, hineinzustecken, und er hatte von allem was geschehen war, nichts gehört und nichts gesehen. Ich gestehe aufrichtig, daß mich dieses unvermuthete Zusammentreffen veranlaßte, die für den Abend verabredete Jagd aufzugeben.

Wir würden viele Bogen füllen können, wenn wir alle wunderbaren Rettungen erzählen wollten, die der Oberst berichtet. Eines Tages war er auf der Pfauen- und Fasanenjagd, als er plötzlich in einem öden Theile eines Dickichts den schönsten Pfau erblickte, den er jemals gesehen hatte. Der prachtvolle Vogel saß auf dem höchsten Zweige eines großen Baumes, der allein mitten in einem Dickicht stand. Der Oberst legte auf ihn an und schoß ihn herunter; kaum aber war er in das Dickicht gefallen, als ein ungeheueres Eleuthier aus demselben heraus und mit gesenktem Geweiß gegen den verblüfften glücklichen Jäger stürzte. Obgleich leicht an der Schulter berührt verlor der Oberst doch das Gleichgewicht nicht und schoß dem Thiere eine Ladung Blei in die Weichen.

Die Gefährlichsten von allen wilden Thieren, welche auf der Insel Ceylon hausen, sind noch immer die Elephanten. Wenn sie in Schaaren bei einander sind, greifen diese Thiere den Menschen selten an, sie müß-

ten denn gereizt worden sein; sind sie aber allein, von ihren Gefährten verlassen, so macht sie die Verzweiflung schrecklich. Der Jäger, der ihnen begegnet, muß, um einem fürchterlichen Tode zu entgehen, sie mit einem einzigen Schusse tödten, d. h. sie umerschrocken auf dreißig Schritte herankommen lassen und ihnen dann eine kupferne Kugel in den Kopf, zwischen die beiden Augen, jagen. Bleifugeln prellen häufig an der dicken Haut ab, ohne einzudringen. Wehe ihm aber, wenn er zu hoch oder zu tief schießt! Er ist verloren.

Die Jagd, wo man bei jedem Schusse sein Leben auf's Spiel setzt, gefiel dem Obersten nicht sehr, indes verschaffte er sich doch gelegentlich die entsprechenden Gefühle. Eines Tages las er z. B. mitten in einem Urwalde seinen Begleitern »das Leben berühmter Frauen« von Brantone und zwar das Leben der Maria Stuart vor. Die Gesellschaft hörte im allerleichtesten Negligé die interessante Lectüre an, als plötzlich ein Diener erschrocken herbeikam. »Ein Elefant! Ein Elefant!« rief er aus, während er auf eine Baumgruppe ganz in der Nähe zeigte. Die Vorlesung wurde natürlich sofort unterbrochen und man berathschlagte über die Maßregeln, die man ergreifen müsse. Man mußte das Lager entweder anderswohin verlegen oder den Feind aus der Stellung vertreiben, die er eingenommen hatte. Der Oberst Campbell war für die erstere Ansicht, aber die Mehrheit entschied, es solle zuerst ein Versuch gemacht werden, den Elefanten zum Rückzuge zu zwingen. Sollte er da bleiben wollen, wo er sich befand, so wollte man ihn zu erlegen suchen.

»Nachdem wir alle unsere Gewehre mit Kupfernen Kugeln geladen hatten,« sagt der Oberst Campbell, »brachen wir auf; die Malaien bildeten den Nachtrab. Ich sollte die Ehre haben, den ersten Schuß zu thun und übernahm demnach das Commando über das kleine Heer.«

»Der Diener, welcher den Elefanten gesehen hatte, mußte uns, sehr gegen seine Neigung, als Führer dienen und wir gelangten bald bis zu einer ganz geringen Entfernung von dem Feinde, bevor er uns bemerkte. Sobald er uns sah oder sobald er das Geräusch hörte, das wir machten, kam er gerade auf

uns zu und zerbrach dabei auf seinem Wege die Äste und die Stämme der jungen Bäume. So gelangte er bis auf etwa fünf und zwanzig Schritte an uns heran. Da schoß ich und auf dieses Signal gaben auch meine beiden Begleiter Feuer. Das ungeheuerere Thier stürzte fast todt zu unsern Füßen nieder, aber zu unserm großen Erstaunen kamen andere Elefanten und ein Büffel, welche durch die Schüsse erschreckt worden waren, aus dem Dickicht heraus, in welchem sie gelegen hatten, und flohen brüllend nach einer etwas entfernten Waldpartie. Zum Glück bemerkten sie uns nicht. Wir hatten Ursache, auf unsere Geschicklichkeit stolz zu sein, denn als wir den Elefanten, den wir getödtet hatten, näher betrachteten, erkannten wir, daß zwei unserer Kugeln durch das Gehirn gegangen waren und die dritte an der Wurzel des Rüssels saß.«

An einem andern Tage war der Oberst Campbell mit einem einzigen Diener auf die Jagd gegangen. Nachdem er demselben die Aufsicht über das Pferd übertragen hatte, befahl er ihm, an einer bezeichneten Stelle auf der Straße zu warten und ging in den Wald hinein in der Richtung nach einem See hin, wo er gewiß sein konnte, Wild zu finden. Kaum hatte er seinen Diener aus den Augen verloren, als er denselben ängstlich rufen hörte, er möchte umkehren. Der Oberst folgte diesem Rathe und lief sogleich nach der Straße zu; aber nachdem er einige Schritte gethan hatte, hörte er ein großes Geräusch und erblickte zwischen den Baumzweigen hindurch die Köpfe und Rüssel mehrerer Elefanten, die im Galopp auf ihn zukamen. Was war da zu thun? Der erste Blick überzeugte ihn, daß es zum Fliehen nicht mehr Zeit sei; er drückte sich also hinter einen dicken Baum, so daß die Elefanten ihn nur sehen konnten, indem sie vorüberschossen oder nachdem sie vorübergekommen waren. Dann ließ er eine kupferne Kugel in jedes Rohr seines Gewehres fallen und wartete, entschlossen, die Offensive nicht zu ergreifen, aber, wenn er angegriffen werden sollte, bis zum letzten Augenblicke sich zu verteidigen. »Ich gestehe,« sagt er, »daß ich einen Augenblick jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte.« Zum Glück für ihn hatte er keine Zeit, über seine Lage nachzudenken. Er lauschte, wagte sich dabei nicht zu rühren und hörte hinter sich die Zweige und jungen Bäume nieder-

brechen, welche den Elephanten im Wege waren. Dann gingen sechszehn dieser Thiere (er hatte die Geistesgegenwart sie zu zählen), junge und alte, links und rechts an ihm vorüber. »Zwei oder drei unter ihnen bemerkten mich,« setzt er hinzu, »aber sie waren so eilig, daß sie sich nicht die Zeit nahmen, mir einen Besuch abzustatten. Als sie alle vorüber waren, dankte ich der Vorsehung und lief, ohne recht zu wissen, was ich that, so schnell als meine Beine mich tragen wollten, nach der Straße zu. Mein vor Furcht und Angst halb todtter Diener hatte viele Mühe, das Pferd zu erhalten, denn die Pferde und Elephanten haben, wie ich häufig zu bemerken Gelegenheit hatte, eine große Antipathie gegen einander.«

Schließen wir nun mit zwei Anekdoten, deren Wahrheit der Oberst mit seinem Worte verbürgt.

»Ein Officier erzählte mir vor Kurzem,« sagt er, »ein Abenteuer, das ihm während des letzten Aufstandes zu Kandy begegnete. Er marschirte in der Nacht an der Spitze eines Vortrabes, der aus einem Corporal und vier Soldaten bestand. Bei der Biegung eines schmalen Weges stieß er auf zwei Elephanten. In dem Augenblicke, als er auf sie anlegte, ergriff ihn eines der Thiere mit dem Rüssel, warf ihn zu Boden, und trat vier- bis fünfmal mit seinem ungeheueren Fuße auf die Mütze seines Opfers, die nur einige Zoll von dessen Kopfe lag. Während dieser Zeit überschütteten die Soldaten die beiden Elephanten mit einem Hagel von Bleikugeln, die ihnen aber nichts zu Leide thaten, denn sie entflohen in das Dickicht. Man hob sodann den Officier auf, der lange an den Folgen dieses Sturzes litt und sein Leben dem Irthume des Elephanten verdankte. Die Fußtritte, welche die Mütze erhalten hatte, waren offenbar für seinen Kopf bestimmt gewesen.«

»Mein Gärtner, ein großer und schöner Grenadier, machte sich eines Tages den Spaß, einige Elephanten zu verfolgen, sah sich aber bald selbst von einem dieser Thiere gejagt. Er wollte auf einen Baum klettern, hatte aber die Zeit nicht dazu. Der Elephant begnügte sich indeß, da er sich durch die Furcht, die er ihm eingeflößt hatte, hinlänglich gerächt zu haben glaubte, damit, ihn mit dem Rüssel platt an den Baum zu drücken. Der arme Teufel erstickte dabei fast und er-

holte sich nie ganz wieder, so sehr hatte dieser leichte Druck seinen ganzen Körper erschüttert.«

Trotz der schrecklichen Waffen, die ihnen die Natur gegeben hat, — die Körperkraft und das Gift — lassen sich die gefürchtetsten und die furchtbarsten Thiere der Insel Ceylon, die Elephanten und die Schlangen, dennoch durch eine Classe von Charlatanen zähmen, die man »Zauberer« nennt. Der Oberst Campbell führt mehrere Beispiele an.

»Einer dieser Zauberer setzte mich besonders durch seine Geschicklichkeit und Kühnheit in Erstaunen. Ich hatte nie einen Menschen eine Cobra Capello oder Noya, wie die Bewohner von Ceylon diese gefährliche Schlange nennen, mit einer solchen Gleichgiltigkeit und Kaltblütigkeit handhaben sehen. Er besaß eine solche Schlange, die über drei Ellen lang war, und er schlug und reizte sie mit solcher Sicherheit, daß ich fast glaubte, er habe es ihr unmöglich gemacht, ihm Schaden thun zu können. Das war jedoch keineswegs der Fall; nachdem er sie wie durch Zauberei beruhigt und sie auf seine Brust gelegt hatte, rief er ihr auf mein Verlangen, den Kachen auf und zeigte ihre völlig unverletzten Giftzähne. Ich wagte kaum meinen Augen zu trauen und empfand bei dem Anblicke so schrecklicher Waffen ein Gefühl des Schauders, das ich nicht zu überwinden vermochte. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich beißen würde, wenn ich sie berührte. »Ganz gewiß,« antwortete er, und damit ich mich ihr nicht zu sehr näherte, ließ er sie in den Sack kriechen, der ihr als Aufenthaltsort diente. »Würdest du,« fragte ich weiter, »eben so eine Schlange zu berühren wagen, die Du in einem Walde fändest?« — »Nein,« antwortete er, »aber zwei Tage höchstens reichen hin, auch die wildeste zahm zu machen. Die, welche Sie hier sehen, ist erst vor vierzehn Tagen gefangen worden und ich habe ihr, seit sie sich in meinem Besitze befindet, noch nichts zu fressen gegeben.«

»Ehe der Mann sich entfernte, wollte ich ihm einige Geldstücke geben, aber er wies sie zurück. Ein Eingeborner von berühmter Familie, der bei mir war, versicherte auch, daß der Mann, den wir eben gesehen hätten, der berühmteste Schlangenbändiger auf der ganzen Insel sei. Wie es ihm möglich geworden ist, eine so unbegreifliche Herrschaft über die Schlangen

sich zu erwerben, habe ich nie zu ermitteln vermocht; doch glaube ich, daß er seine Erfolge nur seiner Kühnheit verdanke.«

So seltsam diese Anekdote ist, so wird die nachfolgende den Leser in noch größeres Staunen versetzen. Wir lassen wiederum den Obersten Campbell selbst sprechen.

»Der Capitain L. . . , welcher jetzt die Garnison von Podenny befehliget, war kürzlich auf die Elephantenjagd gegangen. Kaum hatte er den Wald betreten, so stieß er auf ein solches Thier, auch zielte er sogleich auf den Kopf desselben und schoß, aber er war zu unruhig und hastig bei dem Schießen gewesen und die Kugel drang, statt den Kopf zu treffen, in den Hals ein. Das Thier stürzte sich sogleich wüthend auf den unvorsichtigen Jäger, der so nahe an den Elephanten kam, daß ihn derselbe fast mit dem Rüssel berühren konnte und also kaum noch Hoffnung hatte, einem schrecklichen Tode zu entgehen. In dem Augenblicke aber, als der Elephant sein Opfer ergreifen wollte, warf sich ein Einwohner dem Thiere entgegen, sprach rasch aber deutlich einige Worte und nöthigte es dadurch, ruhig stehen zu bleiben. Dann streckte er die Arme nach ihm aus und sprach einige andere Worte sehr laut. Bei dieser Geberde und diesen Worten drehte sich der Elephant um, ergriff die Flucht, stieß dabei das fürchterlichste Geschrei aus und brach alle Bäume nieder, die ihm im Wege standen. Der Leser möge sich das Staunen aller derer vorstellen, welche Zeugen dieses Vorfalles gewesen waren.«

»Sobald der Capitain L. sich von seinem Schrecken und Staunen wieder etwas erholt hatte, fragte er, was aus seinem Ketter geworden sei. Man antwortete ihm, derselbe sei in dem Dickicht verschwunden und er würde, welchen Lohn er ihm auch bieten möge, nicht zu bewegen sein, Dank oder Belohnung anzunehmen. Es war, sagte einer der Eingebornen, einer der geschicktesten und mächtigsten Thierbändiger der Insel Ceylon.«

»An demselben Abende, an welchem der Capitain L. dieses Abenteuer erzählte, theilte F. seinerseits Folgendes mit: »Das, was ich vor einem Monate mit meinen eigenen Augen gesehen habe,« sagte er, »hat mich sehr gläubig gemacht. Eine Eingeborne, die zwei Meilen von Kurunagalla wohnt, hatte einen so heftigen Anfall von Tollsucht erhalten, daß man in der Gegend glaubte, sie sei vom Teufel besessen. Sechs starke Männer vermochten sie kaum zu bändigen, so groß war ihre Kraft. Ihre Eltern ließen einen berühmten Zauberer holen, der, wie man sagte, allein im Stande sein würde, sie zu heilen. Ich erhielt, nicht ohne Mühe, die Erlaubniß, dieser Teufelsbannerei beizuwohnen. Der Zauberer hatte nichts als zwei kleine Baumzweige mit sich gebracht und er begann seine Operationen damit, daß er allen Anwesenden befahl, bei Gefahr ihres Lebens, gänzlich zu schweigen. Dann trat er zu der Kranken und berührte sie von drei zu drei Minuten mit den Enden seiner Zweige an dem Kopfe, an der Brust, an den Armen, an den Beinen und Füßen. Als eine halbe Stunde vergangen war, befahl er den Männern, die sie hielten, sie loszulassen. Sie schien in diesem Augenblicke in tiefem Schlafe zu liegen. Zwei Stunden nachher stand sie auf, ohne, wie es schien, eine Erinnerung an das Geschehene behalten zu haben, und ging ruhig wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten.«

Die Eingeborenen von Ceylon fürchten sich außerordentlich vor dem Teufel. Alles Unglück, das sie betrifft, schreiben sie der Rache der bösen Geister zu. Ihre abergläubischen Vorstellungen, die durch die Priester sorgsam unterhalten werden, machen das Glück der Zauberer. Diese zahlreiche Gaste von Betrügnern, welche sich ihre Dienstleistungen sehr gut bezahlen lassen, ist fortwährend beschäftigt, gewisse Teufel auszutreiben, deren Zorn die angeblichen Opfer derselben besänftigen wissen wollen. Derjenige, welcher einen heftigen Nervenreiz in Anwesenheit des Herrn F. so schnell heilte, hatte vielleicht die geheimnißvollen Kräfte des thierischen Magnetismus kennen gelernt.